

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 7

Samstag, den 19. Februar

1916

## Der rote Schmetterling.

Roman von Matthias Blank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als Kommissär Neher das Amtszimmer des Nachforschers verlassen hatte, ging er nachdenklich durch die Straßen.

Was er von dem Nachforscher erfahren hatte, kam ihm sehr merkwürdig vor. Danach sollte der Ermordete kein nachweisbares Vermögen besessen haben, wie sich auch sonst keinerlei Beteiligung an irgend einem gewinnbringenden Unternehmen beweisen ließ.

Aber woher hatte Manfred Löwenberg dann die Gelder erhalten, die er stets freigebig zu verbrauchen verstand? Von irgend woher mußten die Summen gekommen sein.

Und was bedeuteten die noch viel wunderlicheren Briefe? Was war deren Sinn und Zweck?

Durfte die Tat mit diesen neuerlichen Mitteilungen in irgend welchen Zusammenhang gebracht werden?

Wer konnten die Schreiber jener seltsamen Briefe gewesen sein?

Gehörte zu diesen auch die Unbekannte, die sich bei Manfred Löwenberg zuletzt angemeldet und die die Angabe ihres Namens verweigert hatte?

Hatte Frau Erna Löwenberg davon gewußt?

Immer drängten sich neue Fragen auf, ohne daß der Kommissär auf die vorhergehende eine Antwort zu geben vermocht hätte.

Da es unterdessen Abend geworden war, entschloß sich der Kommissär, am nächsten Morgen dem Staatsanwalt darüber zu berichten und dessen Urteil einzuholen.

### XI.

Doktor Leo Rummel kam um die gewohnte Vormittagsstunde in sein Bureau. Da sah er bereits die ihm bekannte Erscheinung des Kommissärs Neher im Korridor auf und nieder gehen. Da der Staatsanwalt wußte, daß Neher die polizeiliche Voruntersuchung im Falle Löwenberg leitete, so hoffte er, daß er eben in dieser Angelegenheit neue besondere Nachrichten hätte.

Vielleicht war schon die Mitteilung von Frau Erna Löwenbergs Verhaftung eingetroffen? Das war sein erster Gedanke.

Doktor Rummel ließ den Kommissär in sein Bureau eintreten und fragte sogleich nach der Ursache seines Erscheinens.

Neher berichtete sein Ergebnis von dem Besuche bei dem Nachforscher, daß sich bei Löwenberg nicht der kleinste Beweis für das Vorhandensein irgendwelchen Vermögens oder einer Beteiligung an einem Unternehmen vorgefunden hatte; er schilderte dann die Art der Korrespondenz, die sich im Schreibtische vorgefunden hatte.

Doktor Rummel hatte mit gesteigerter Aufmerksamkeit zugehört, ohne die Angabe des Kommissärs mit einer Frage zu unterbrechen.

„Und was erscheint Ihnen da besonders auffällig?“

„Aber Manfred Löwenberg mußte doch Geld besessen haben, denn er hat oftmals große Summen bezahlt. Und was kann der Sinn dieser scheinbar sinnlosen Briefe sein? Ich wollte mir darüber nur Ihre Ansicht erbitten und vielleicht auch Ihre Meinung, ob etwas Besonderes veranlaßt werden soll.“

„Keine Ansicht?“

Doktor Rummel schweig ein paar Augenblicke überlegend. Aber in seinen Gedanken war er durch die bisherigen Tatsachen schon so vollständig überzeugt von der Richtigkeit seiner Annahme, daß er nur eine Erklärung fand, die sich wiederum



Fliegerleutnant Böhle

erhielt den Orden „Pour le mérite“, nachdem er das 8. feindliche Flugzeug abschob.



Fliegerleutnant Immelmann

erhielt für seine hervorragenden Leistungen den Orden „Pour le mérite“.

gegen Frau Erna Löwenberg, den roten Schmetterling, richtete.

„Sie haben doch die von dem Toten gemachte Bemerkung nicht vergessen, daß die Frau die Freiheit nur über seine Leiche gewinnen könnte; der Tote mußte also als Lebender die Macht besessen haben, jene Frau immer wieder an sich zu fesseln. Ein Geheimnis mußte also zwischen den Gatten bestehen. Das aber kann nur in diesen merkwürdigen Briefen liegen. Und das vollständige Fehlen eines Vermögensnachweises? Das erscheint mir gar nicht seltsam. Glauben Sie, jene Frau, die unbedingt die Mitwisserin irgend eines Geheimnisses war, die jede Kenntnis befaß und die sich durch die Tat, die ihr der Ermordete vorher selbst angeraten, die ersuchte Freiheit verschafft hat, würde es vergessen haben, alle Gelder und Besitzansprüche mitzunehmen? War die Frau vor dem Morde nicht zurückgeschreckt, so war es nur der nächste folgerichtige Schritt gewesen, auch das Vermögen an sich zu reißen. Was Sie erfahren haben, betrachte ich nur als einen erneuten Beweis für die Schuld der Frau.“

Da nicht der Kommissär. Wie ihm das durch den Staatsanwalt erklärt worden war, erschien es freilich, als könnte es nur die eine Möglichkeit geben.

„Allerdings. Aber was mag es für ein Geheimnis sein?“

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

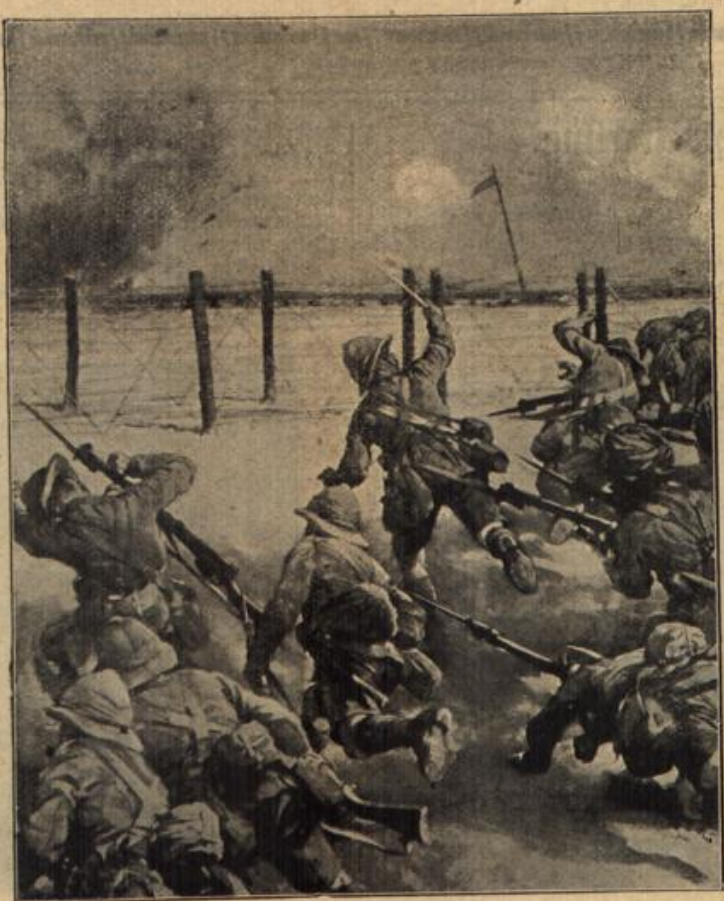
...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...

...ne te ...

...soppari avb ...



Ein Bajonettangriff.

Frau Erna Löwenberg stand am Fenster eines kleinen Gasthofes.

Es war ein trüber, regnerischer Tag; der Himmel war wie verhängt; nasse Schleier hüllten die kleinen, unscheinbaren Häuser ein, die meist Strohdächer hatten und durch ihr Neuferees bereits verrietten, daß die russische Grenze in unmittelbarer Nähe war.

Wenn sich erst das Wetter aufhellte, dann wollte sie wie auf einem Spazierwege über die Grenze kommen, ohne dabei kontrolliert zu werden. Da sie die russische Sprache beherrschte, würde niemand in ihr eine Fremde vermuten und wenn sie ja ein Grenzsoldat kontrollieren würde, dann wußte sie, welche Wirksamkeit der Rubel im Lande des Zaren hatte. Mit einem Zehn-Rubelschein in der Hand würde jeder Grenzsoldat alles in Ordnung finden.

Dann aber würde sie sich vollkommen sicher wissen.

Sie trug bereits einen fremden Namen, und sie wußte, es würde ihr nicht schwer werden, für diesen auch entsprechende Ausweise zu erhalten. Dann aber suchte in ihr niemand mehr die Frau Erna Löwenberg oder die Wialewalska.

Ihr war es also jetzt doch gelungen, den Weg zur Freiheit zu gewinnen.

Sie wunderte sich selbst, wie sie nun seit Jahren mit einem Male wieder den Mut zu eigenmächtigem Handeln gefunden hatte. Seit jenem Spaziergange! Es war, als hätte ihr jener Träumer die Kraft gegeben.

Ueber Träumen vergessen!

Dieses Wort hatte sie wie erlöst.

Sie durfte also nicht leugnen!  
"Ich ahnte nicht, daß es zu solchen Unannehmlichkeiten führen könnte, wenn man seinen Namen nicht gerade überall genannt wissen will. Aber woher erfuhren Sie meinen rechten Namen?"

"Aus einer Depesche aus München."  
Den Augen des Inspektors hatte es nicht entgehen können, wie die Frau bei diesen Worten abermals zusammengezuckt war.

"Aber was wollen Sie von mir?"

"Ich glaube, Sie dürften das wohl ahnen. Ich habe die Weisung, Frau Erna Löwenberg sofort für verhaftet zu erklären, da sie auf Grund eines Haftbefehls der Staatsanwaltschaft München dorthin zurückgeliefert werden soll."

"Aber warum? Ich versteh das nicht. Grundlos darf es nicht geschehen."

"Gewiß nicht! Die Einzelheiten sind mir auch nicht bekannt. Der telegraphische Haftbefehl nennt nur das Verbrechen."

"Und wie heißt es?"

"Wegen Gattenmordes!"

"Wegen — —"

Sie starrte den Kriminalinspektor fassungslos an.

"Sie sind doch Frau Maja Koselitz?"

Es war dies der Name unter dem sie sich im Gasthofe angemeldet hatte.

Sie nickte zustimmend.

"Dann darf ich wohl um Einsicht in Ihre Papiere ersuchen? Ich bin Kriminalinspektor Weseritz aus Thorn. Hier ist meine Legitimation."

Er wies dieselbe vor.

Aber Frau Erna Löwenberg griff nicht danach. In ihrem Gesichte stand das Erschrecken; sie war in diesem Augenblicke vollständig unfähig, irgendwelche Antwort zu geben.

Da wiederholte der Kriminalinspektor sein Verlangen, diesmal aber in einem etwas rücksichtsloseren Ton.

"Ich habe meine Papiere nicht hier! Ich dachte nicht daran, daß man so kontrolliert werden könnte."

"Sie haben also keine Legitimation?"

"Nein!"

"Auch keine für Ihren wirklichen Namen? Frau Erna Löwenberg?"

Nun war das Erschrecken noch auffallender.

Woher wußte der Mann ihren Namen? Wenn er ihre Reisetasche durchsuchte, was sie ihm nach seinem Ausweise als Kriminalbeamter nicht verwehren konnte, dann mußte er die Papiere der Frau Erna Löwenberg finden.

„Ich erlaube Sie nochmals, mir ohne Aufsehen zu erregen, zu folgen. Ein Widerstand wäre ganz und gar zwecklos.“  
 „Wegen Gattenmordes —“  
 Sie schüttelte wie verständnislos den Kopf, und wortlos folgte sie dann.

XII.

„Ich hatte es ganz selbstverständlich gefunden. Die Frau latin sich nicht wehren, denn sie weiß ja nicht, was nach ihrem Fortgehen geschehen war. Unsere Behörden aber suchen immer nur einen scheinbar Schuldigen durch Fallstriche noch mehr zu überführen, statt die Möglichkeit zu erwägen, daß ein scheinbar Schuldiger einmal auch schuldlos sein kann. Und gerade in dem Falle Löwenberg ist diese Möglichkeit in besonderem Grade vorhanden. Kurze Zeit vor dem Morde war eine unbekannte Fremde bei Löwenberg gewesen, die spurlos verschwunden ist; man hat in bezug auf diese Fremde nicht den kleinsten Anhaltspunkt gefunden. Deshalb war ich zu Fred Jarland gegangen, von dem ich dir schon oft erzählt habe. Der soll das Interesse der wehlosen Frau vertreten. Du wirst mich doch verstehen! Du kannst doch auch nicht glauben, daß unser roter Schmetterling eine Mörderin sein soll.“

Hans Thorn hatte das Vorstehende seinem Freunde Hartmann auseinandergesetzt.

Die beiden saßen im Zimmer, matterhell von einer Glühbirne, die mit einem buntbedruckten, durchsichtigen Seidenstoff verhängt war, so daß nur gedämpfte Lichtstrahlen von ihr ausgehen konnten; die beiden gruppierten sich um ein Rauchtischchen, auf dem in schmalen, geschliffenen Gläsern Danziger Goldwasser stand.

Fritz Hartmann schwieg eine Weile; er schaute dabei den blauen Rauchringen seiner Zigarre nach, als überlege er erst die Entgegnung.

Aber im Zimmer befand sich auch noch Ida Hartmann, die neben dem Büfett lehnte, ganz im Hintergrund des ziemlich großen Raumes. Da die Lichtflut der verhüllten Glühbirne das Zimmer nicht vollends zu erfüllen vermochte, so stand sie ganz im Schatten. In dem ungewissen Halbdunkel war nur zu erkennen, daß sich ihr Ellbogen auf die dunkelgebeizte Eichenplatte des Büfett's aufstützte, während ihr Kopf in der hohlen Hand lag.

So starrte sie zu den beiden hin, von denen Hans Thorn soeben erklärt hatte, wie er dazu gekommen war, für Frau Erna Löwenberg einzutreten und für sie Fred Jarlands Hilfe zu suchen.

Wie sie so im Halbdunkel stand, achtete niemand auf sie; es sah auch niemand, wie schwer ihr Atem ging, wie aufgeregter sich ihre Brust hob und senkte und wie trampfhaft sich ihre Hände zusammenballten.

Nach einer langen Pause erst gab Fritz Hartmann in seiner bedächtigen Weise Antwort auf Thorns Auseinandersetzung.

„Ich verstehe deine Handlungsweise nicht recht! Du weißt ja, was mir jener roter Schmetterling war, lediglich ein Motiv. Was sollte ich mir viel den Kopf zerbrechen, woher das Motiv kam. Du magst anders empfinden. Etwas Ungerechtes kann ich allerdings in deinem Eingreifen nicht sehen, wenn ich auch glaube, daß die Polizei schon von selbst finden würde, daß der Verdacht eine Schuldlose traf, wenn diese wirklich schuldlos ist.“

„Das ist etwas anderes! Du fühlst also in dir nicht die unbeirrbarere Ueberzeugung, daß jene Fremde von damals keine Mörderin geworden sein konnte?“

„Nein!“

„Dann allerdings. Aber stelle dir nur den Gedanken vor, du hättest durch den Blick ihrer Augen, durch irgend ein Empfinden bestimmt erkannt, daß sie schuldlos sein muß —“

Hier wurde Hans Thorn unterbrochen, aber nicht von seinem Freunde Hartmann, sondern von Ida Hartmann. Sie hatte sich aufgerichtet; aber sie trat nicht näher an den Tisch heran, als wollte sie dem Lichte ausweichen. Dann sprach sie mit hastender Stimme, als entschließest du dich, die Worte gegen ihren Willen:

„Kannst du dich nicht auch irren? Du bist der Fremden doch nur ein einziges Mal begegnet!“

„Gewiß!“ Hans Thorn blickte nach der Stimme zurück; aber er sah nur den helleren Schein des Gesichtes, der aus dem Halbdunkel leuchtete. In ihre Augen konnte er nicht sehen und auch den Ausdruck ihres Gesichtes vermochte er nicht zu erkennen.

„Ich war ihr wohl nur einmal begegnet. Aber ich kann den Ton ihrer Stimme nicht vergessen, auch nicht den Blick ihrer

Augen. Und beides zusammen gab mir die Gewißheit einerseits, daß jener rote Schmetterling schon vieles erduldet und erlitten haben mußte, andererseits aber auch, daß sie niemals eine Mörderin sein kann.“

„Eine zufällige Begegnung kann trotzdem täuschen.“

„So sehr nicht.“

„Du bist ein Optimist, Hans!“ warf Fritz Hartmann dazwischen.

„Ich weiß es, aber hier irre ich mich nicht.“

„Bom Büfett her klang ein hartes Lachen.“

„Warum setzt du auf jenen roten Schmetterling so großes Vertrauen? Vielleicht würden andere dieses „Vertrauen“ anders nehmen! Denn du bist sicher der einzige, der sein Geld, seine Ruhe und seine Zeit opfern würde, um Frau Erna Löwenberg vom Verdachte des Gattenmordes zu retten.“

Da erhob sich Hans Thorn:

„Wie du das sagst, Ida! Wie sollten andere mein uneigen-nütziges Streben nennen?“

Da gab sie etwas leiser Antwort, als fürchte sie, zuviel gesagt zu haben:

„Du weißt schon, was ich meinte.“

„Dann kann nur die Eifersucht schuld sein, daß du mich nicht verstehen willst.“

Aus dem Halbdunkel der Büfettdecke kam keine Antwort mehr; er sah nur ein Schulter-zucken.

„Also doch! Willst du mir nicht glauben, Ida, daß mir die Begegnung des roten Schmetterlings weiter nichts bedeutete, als ein einfaches Erlebnis und daß ich von dem, was ich Liebe nenne, für den roten Schmetterling nichts empfunden habe. Mir war der rote Schmetterling nur wie ein Buch erschienen, in dem ich hätte blättern und lesen mögen, ein Buch, in dem ich einen tiefen Inhalt vermutete. An Liebe hatte ich bei der Begegnung wahrhaftig nie gedacht, und ein solches Gefühl hat auch mein Handeln nicht bestimmt, sondern nur der Wille, jemanden zu helfen, dem die Hände gebunden würden.“

„Schwärmer!“ murzte Fritz Hartmann.

„Aber ich bin froh, daß ich einer bin. Ida, kannst du jetzt immer noch sagen, daß ich anders hätte handeln müssen?“

Ein paar Sekunden des Schweigens folgten.

Dann sagte Ida:

„Hans, glaube mir, wenn jene ohne Schuld ist, dann wird dies auch von dem Gerichte erkannt werden. Ueberlaß es diesem!“

„Aber wenn ich gerade da kein Vertrauen mehr finden kann?“

„Du bist besangen! Warum soll jener Fred Jarland mehr erreichen können wie die Behörden, denen alle Hilfsmittel zu Gebote stehen?“

„Weil die Behörden nur noch einen Weg verfolgen, nämlich den, Frau Erna Löwenberg zu belasten. Jene Unbekannte aber hat sich noch nicht gemeldet und wurde noch nicht gefunden. Gerade das aber soll Fred Jarlands Aufgabe sein.“

„Wer sagt dir denn, daß diese Unbekannte schuldiger sein muß, als Frau Erna Löwenberg?“

„Warum meldet sie sich dann nicht?“

„Kann sie nicht Gründe haben, die ebenso berechtigt sein mögen wie Erna Löwenbergs Flucht?“

„Gewiß! Aber es ist falsch, nur eine Fahrte zu verfolgen, weil diese bequemer erscheint.“

„Ja, Ja! Unsere deutschen Gerichte verurteilen keine Unschuldigen, du wirst schließlich nur Unannehmlichkeiten haben, und zuletzt noch einen Tag erleben, an dem du Reue empfinden wirst —“

„Darüber, daß ich etwas tat, was mir gerecht erschien? Nein!“

„Und wenn ich dich bitten würde, du mögest in dieser Sache weiter nichts unternehmen und alles bei dem beruhen lassen, was die Behörden entscheiden?“

„Ida! Du kannst mir diesen Rat nicht geben, wenn du mich in allem, was ich sagte, verstanden hast!“

Ida Hartmann war noch weiter zur Wand zurückgewichen, als wollte sie noch tiefer im Schatten stehen.

„Und wenn ich dich verstanden hätte und es dennoch forderte —“

„Aber warum? Nur um einer Laune willen kannst du es nicht tun. Was nehme ich dir, wenn ich nach meinem Gewissen handle? Dich liebe ich, dich allein! Und von meiner Liebe wird dir nichts genommen, auch wenn ich jemand meine Hilfe leihe. Warum also soll ich eine Einnischung in die Angelegenheit unterlassen?“

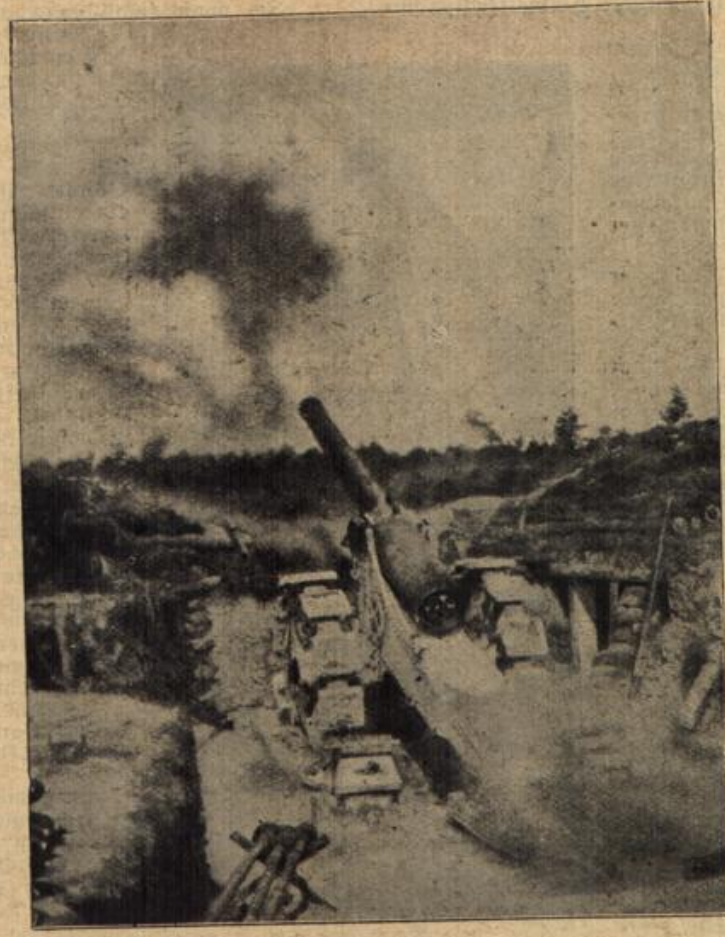


Der belgische Kardinal Mercier.

aber die Stiene glitt.  
 Dann nahm ihre Stimme einen müden Ton an:  
 „Gut! Ich will dich nicht mehr hindern. Vielleicht war es  
 nur eine Laune. Ich weiß es nicht. Ich wünsche nur, von dir  
 immer ein ebenso großes Vertrauen zu besitzen, wie du es jener  
 anderen geopfert.“  
 „Warum soll dir nicht mein ganzes Vertrauen gehören?  
 Mehr noch! Dir gehört ja die Liebe —“  
 Er war dicht zu ihr hingegangen und griff nach ihrer Hand,  
 die sich eilig kalt anfühlte.  
 Sie entzog ihm die Hand mit einer raschen Bewegung.  
 „Ich habe Kopfschmerzen.“  
 „Hast du etwas gegen mich?“  
 „Nein, Hans!“  
 „Du zweifelst doch nicht an mir?“  
 „Nein! Aber ich bin müde! Vielleicht kam heute in die  
 Unterhaltung eine zu große Erregung. Es sind nur Kopfschmerzen.“  
 Du darfst mir deshalb nicht  
 zürnen, wenn ich dich etwas  
 gequält habe.“  
 „Wie kannst du nur daran  
 denken! Ich wußte ja, daß  
 du mich doch noch verstehen  
 müßtest.“  
 „Laß mich jetzt gehen!“  
 Ein kurzer Abschied war es  
 nur.

Dann ging Ida Hartmann  
 aus dem Zimmer mit müden,  
 schwerfälligen Schritten.  
 Sie lächelte Hans Thorn  
 nochmals zu:  
 „Auf Wiedersehen!“  
 Als sich die Tür hinter ihr  
 geschlossen hatte, war es für  
 lange Zeit still. Nur das ge-  
 schäftigte Ticken einer Uhr war  
 zu hören.  
 Da blies Fritz Hartmann  
 ein paar dicke Rauchwolken  
 fort:  
 „Ja, ja, Ida hatte heute  
 mal wieder keinen guten Tag.  
 Aber ihre Nervosität kehrt eben  
 von Zeit zu Zeit wieder.  
 Wenn ihr erst euer eigenes  
 Heim haben werdet, dann gibt  
 sich das wohl für immer. Die  
 Frauen sind eben alle manch-  
 mal so.“

Aber Hans Thorn gab keine  
 Antwort; er saß schweigend  
 und in sich zusammengefunken  
 da und qualmte aus einer  
 Zigarette.  
 „Weiß Gott, was sie sich  
 vorstellte, als sie dir abreden  
 wollte. Eifersüchtig ist sie  
 wirklich nicht. Und dann weiß  
 sie doch, daß du ein Schwärmer  
 bist, ein seltener Idealist, ein  
 wunderlicher Träumer —“  
 Aber Hans Thorn schien  
 gar nichts von allem gehört  
 zu haben, er hob nur plötzlich  
 den Kopf:  
 „Du sagtest doch schon  
 einmal, sie sei auch früher schon  
 einmal so erregt gewesen.“  
 „Gewiß! Dann war aber wieder  
 lange Ruhe, und nur selten  
 traf es wieder für ein paar Tage  
 zu. Am besten wäre es wohl für  
 sie und dich, ihr könntet euch  
 zu einer raschen Heirat entschließen.“  
 „Ich glaube es selbst. Morgen,  
 morgen, werde ich ihr diesen  
 Vorschlag machen.“  
 „Dann wird für Ida ein neues  
 Leben beginnen, indem ihr  
 Denken ganz mit dem Neuen  
 ausgefüllt sein wird.“  
 „Das hoffe ich.“  
 „Sie mag wohl bei dem nicht  
 immer angenehmen Leben  
 einer Erzieherin im Auslande  
 so nervös geworden sein.“  
 „Das glaube ich gern.“ Es  
 ist nur eigentümlich, daß ich  
 fast zwei Jahre in eurem Hause  
 verkehrte, ohne daß über Idas  
 Auslandsstelle gesprochen wurde.  
 Ich dachte immer, ihr hättet  
 stets einen gemeinsamen  
 Haushalt geführt.“  
 „So wußtest du gar nicht,  
 daß wir noch nicht lange  
 beisammen leben?“  
 „Nein, ich hörte es erst vor  
 zwei oder drei Tagen von dir!“  
 „So! Ich dachte, Ida hätte  
 dir selbst einmal davon er-  
 zählt. Nein, nein, erst als sie  
 aus Rußland zurückkam, wo  
 sie auf dem Gute eines Grafen  
 Walewalski war, entschlossen  
 wir uns zu einem gemeinsamen  
 Haushalt. Damals war ihre Ner-



Schweres französisches Geschütz im Feuer.

Oben links ist das Geschütz, welches soeben das Kanonenrohr verlassen hat, noch sichtbar.

Sie plauderten nur noch kurze Zeit, denn die Uhr kündete mit dumpfem Gongschlag bereits die erste Stunde an.  
 (Fortsetzung folgt.)

## Das entführte Baby.

Humoreske von Werner Granville Schmidt.  
 (Nachdruck verboten.)

„Nein, wirklich, ich muß Ihnen mein Befremden ausdrücken, mein Lieber! Täglich passieren die interessantesten Verbrechen, die raffiniertesten Betrugsversuche, und trotzdem haben Sie seit einem halben Jahr keine Meldung erstattet und keinen Verbrecher erwischen können. Mehr Eifer im Dienst, mein Lieber, wenn ich bitten darf; viel mehr Ei — fer!“

Der Kriminalkommissar Schlauberger nickte verabschiedend mit dem Kopf und vertiefte sich wieder in die vor ihm liegende Schreibarbeit. Sehr geknickt entfernte sich der Kriminalschutzmann Meier XXVI aus dem Bureau seines sehr gestrengen Vorgesetzten. Schlauberger's ungnädige Worte hatten ihn an der empfindlichsten Stelle getroffen; denn er hatte sich immer bemüht, die Zufriedenheit seiner Behörde zu erringen. Allerdings, eines ließ sich nicht leugnen: er hatte bisher im Aufspüren von Verbrechen oder im Fang von Verbrechern kein Glück gehabt. Das sollte jetzt aber anders werden, koste es, was es wolle! Er wollte diesen Herren am grünen Tisch schon zeigen, daß es ihm nicht an Eifer fehlte.

Mit diesem löblichen Voratz betrat Meier XXVI die Straße. Es war ein selten schöner und selten heißer Sommertag. Viele Menschen, hauptsächlich Frauen und Kinder wandelten allein oder in Gruppen nach dem städtischen Gehölz, um im Schatten der kühlen Baumgänge Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne zu finden.

Meier XXVI ließ sich vorerst von dem Menschenstrome treiben. Er trug seinen neuen, hellgrauen Sommeranzug und machte dadurch den Eindruck eines harmlosen Spießbürgers, der vielleicht zum Zwecke besserer Verdauung einen Spaziergang unternahm.

Allmählich verteilten sich die Menschenmassen mehr und mehr. Einige verloren sich im Baumgewirr des Gehölzes,

andere suchten ein in der Nähe belegenes Gartenlokal auf, um bei einem Glase Bier oder Milch den schönen Tag zu beschließen.

Der Kriminalschutzmann schritt in tiefe Gedanken versunken immer weiter, und wie er einmal aufblickte, bemerkte er, daß er in eines der stillen Gartenviertel geraten war. Menschenleer waren hier die Straßen, und die kleinen, freundlichen Villen lagen wie ausgestorben.

Vielleicht zwanzig Schritte vor dem Kriminalschutzmann ging eine pralle Spreewälderin, die einen Kinderwagen vor sich her schob.

Da Meier XXVI sie vorher nicht bemerkt hatte, mußte sie aus einem der Gartenhäuser gekommen sein. Uebrigens interessierte ihn die Entdeckung wenig; denn wer auf den Verbrecherfang ausgeht, hat besseres zu tun, als sich um eine Spreewälderin und einen Kinderwagen nebst Inhalt zu kümmern.

Plötzlich aber blieb der Kriminalschutzmann stehen. Hinter ihm ertönten nämlich die lauten Supentöne eines Automobils, das in rasender Fahrt nähertam.

Sofort erwachte der Beamte in Meier XXVI; denn es kam ihm ganz so vor, als ob das Auto mit unvorschriftsmäßiger Schnelligkeit fuhr.

plötzlich, fuhr hart an den stantstem und hielt direkt neben der langsam vorwärtsgehenden Spreewälderin still.

Was nun geschah, war das Werk eines Augenblicks! Die Tür des Autos öffnete sich, zwei elegant gekleidete Herren sprangen heraus, stürzten sich auf den Kinderwagen, rissen das Kind heraus und sprangen mit ihrer lebenden Beute wieder in das Auto. Klappend fiel die Tür ins Schloß, ein gellender Supentön — und fort sauste das Gefährt.

Die Spreewälderin war vor Schreck in Ohnmacht gefallen und lag so steif wie eine Holzpuppe in all ihrem bunten Staat auf dem staubigen Bürgersteig.

Einen Moment war auch der Kriminalschutzmann Meier XXVI wie vom Donner gerührt; aber dann fand er seine Kaltblütigkeit wieder. Sein Auge bligte und Heldenmut straffte seine Brust. Da war es ja, was er so lange ersehnt hatte! Jetzt galt es, die schändlichen Kindesentführer dingfest zu machen und ihnen das Opfer wieder abzujaagen.

Wie aber sollte er das beginnen? — Das Auto mit den Entführern war nur noch wie ein kleiner Punkt am Ende der langen Straße sichtbar. Dem entschwindenden Gefährt nachzulaufen war unmöglich.

Was also tun? —

Meier XXVI hätte weinen mögen, wenn er nur daran dachte, daß diese Gelegenheit, sein Können und seinen Diensteifer in recht helles Licht zu rücken, ungenutzt vorüber gehen sollte.

Da kam die Rettung. Wieder ertönten Supentöne und ein zweites Auto sauste heran. Aus dem Fenster blickte eine junge, hübsche Frau, die rang fortwährend verzweifelt die Hände und schrie: „Mein Kind, mein armes Kind!“

Aha, dachte Meier XXVI, das ist die bejammernswerte Mutter.“

„Halt!“ rief er laut dem Chauffeur zu. Der schien wenig Lust zu haben, anzuhalten; aber Meier XXVI fügte schnell hinzu: „Ich bin Kriminalbeamter!“

Daraufhin mäsigte der Chauffeur die Fahrt etwas und der pflichteifrige Beamte schwang sich mit einem kühnen Satz neben den Führersitz.

Die Spreewälderin hatte sich derweil allein von ihrer Ohnmacht erholt. Sie lief aufgeregt an Kantstein entlang und rang ebenfalls die Hände.

„Fahren Sie, was das Zeug halten will, damit wir die frechen Entführer einholen!“ befahl Meier XXVI ganz außer Atem vor Aufregung und Tatendurst.

Der Chauffeur lächelte flüchtig; erwiderte aber nichts.

Bald bekam man das Auto mit den verwegenen Entführern in Sicht.

„Bravo!“ lobte Meier XXVI und drückte dem Chauffeur ein Markstück in die Hand. Schmunzelnd versenkte der Mann das Geldstück in seine Jaccettasche und machte sich dann etwas an dem Geschwindigkeitshebel zu schaffen.

Die trostlose Mutter lag derweil noch immer weit zum Fenster hinaus und rang die Hände, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

„Beruhigen Sie sich nur, liebe Frau!“ rief Meier XXVI ihr tröstend zu, „wir werden den gewissenlosen Schurken den Raub schon abspenstig machen. Das ist ja eine Schändlichkeit, ein unschuldiges Kind zu rauben.“

Es war ihm nicht recht klar, ob sein Trost viel Eindruck machte auf die völlig Verzweifelte; denn sie ließ sich in der Tätigkeit des Händeringens durchaus nicht stören. Einen Augenblick kam es ihm beinahe so vor, als ob es wie ein Vachen um die Mundwinkel der Frau zuckte. Aber das war ja unmöglich und er sagte sich, daß wohl nur der Schmerz ihr Gesicht so sonderbar verzerrt hatte.

Immer näher rückte man den Flüchtigen. Dem Kriminalschutzmann wachte das Herz bis zum Halse hinauf. Im Geiste malte er sich schon aus, was seine Borgesehten und Kollegen wohl sagen würden, wenn es ihm gelang, die Kindesräuber zu fassen.

„In diesem Augenblick änderte sich die Szene. Das Auto mit den Entführern bog nämlich von der Straße ab und fuhr einen Seitenweg hinunter, der zu einem kleinen Teich führte. Am Rande des Teiches war ein Landungssteg und neben dem Steg lag ein kleines Ruderboot vertäut.

Meier XXVI sah, wie die Entführer das plötzlich haltende Auto mit einem in Spitzen gefüllten Etwas verließen und in eiligster Flucht dem Landungssteg zustrebten.

Er ahnte, sofort was sie bezweckten. Gewiß hatten sie eingesehen, daß das verfolgende Auto sie bald erreicht hatte und daß dann ein Entkommen ausgeschlossen war. Nun wollten sie mit ihrer Beute das Boot besteigen, den Teich überqueren und sich dann in dem angrenzenden Waldchen am andern Ufer verbergen.

Das durfte nicht sein! Wenn ihnen der Plan gelang, waren sie in Sicherheit; denn ein zweites Boot war nicht zur Stelle und mit dem Automobil konnte man sie nicht im Walde verfolgen.

„Schneller, schneller, ehe sie mit dem Boot abfahren!“ riefte Meier XXVI den Chauffeur an und ließ wiederum ein Markstück in dessen Hand gleiten.

Was kümmerten ihn die paar Mark; hier ging es um seine Ehre, um seinen kriminalistischen Ruhm.

Und sie langten zu rechter Zeit an. Gerade als der zweite Entführer ebenfalls zu seinem Genossen ins Boot springen wollte, raste das verfolgende Auto den Seitenweg hinunter und hielt scharf neben dem Bootssteg.

Im selben Augenblick aber, wo der Kriminalschutzmann von seinem Sitz zur Erde sprang und auf den Landungssteg zustürzte, stieß das Boot ab.

„Halt, Schurken, Entführer!“ brüllte Meier XXVI. „Im Namen des Gesetzes, ihr seid verhaftet!“

Aber die Kindesräuber lachten nur laut und legten sich mächtig in die Riemen, um zu entkommen. Einer rief dem Beamten sogar einen bespöttelichen Scherz zu, und entsachte dadurch seinen Amtseifer zu heller Flamme.

Jetzt oder nie! dachte er und wagte mit einem kühnen Anlauf den Sprung ins Boot. Doch, wer als Pechvogel geboren ist, hat nun einmal kein Glück. Vielleicht hatte Meier XXVI den Sprung zu kurz bemessen. Jedenfalls landete er nur auf dem Rande des Bootes und brachte durch sein Körpergewicht das Fahrzeug zum Kentern.

Ein Schredensschrei, und Meier XXVI, die beiden Entführer, sowie das gewisse Etwas in dem Spitzenbündel lagen in dem zum Glück nur seichten Teiche.

Raum hatte sich der Kriminalschutzmann aufgerappelt und sich den zähen, grünlichen Schlamm aus Mund, Nase und Augen entfernt, war er auch schon ganz wieder im Beruf. Jetzt galt es ohne Rücksicht auf seinen verdorbenen, hellgrauen Anzug, die beiden Verbrecher zu fassen oder wenigstens das Baby zu retten.

Und da schien ihm das Glück doch noch zu lachen. Ganz in seiner Nähe schwamm das geraubte Baby, durch das Spitzenbündel über Wasser gehalten, auf der Oberfläche des Teiches.

Er griff zu, packte es und brückte es sogleich an seine Brust. Langsam, mühevoll arbeitete er sich aus dem Schlamm ans Ufer. Die beiden Schwerverbrecher, die das Kind ruhig dem Tode des Ertrinkens ausgeliefert hatten, die keinen Finger zur Rettung des unschuldigen Wurmes gerührt hatten, hatten schon vor ihm das sichere Ufer erreicht.

Aber wenn der Kriminalbeamte geglaubt hatte, sie würden jetzt Hals über Kopf die Flucht ergreifen; dann hatte er sich gründlich getäuscht.

Sie stellten sich vielmehr am Ufer auf, wollten sich ausschütten vor Lachen und deuteten immerfort auf das gerettete Kind.

Nichts Gutes ahnend bei diesem sonderbaren Verhalten der Entführer, blickte Meier XXVI das Spitzenbündel etwas genauer



Die Ruinen von Reims.

Blick auf die Kathedrale und die sie umgebenden Kriegszerstörungen.

und da fand er — daß das Baby nur eine große Wachsplatte war.

Ganz verblüfft blieb er stehen, obwohl ihm der Schlamm noch bis an die Knöchel reichte. Und als nun seine hilflosen, fragenden Blicke nach dem Ufer irrten, sah er, daß sich auch die verzweifelte Mutter zu den Verbrechern gesellt hatte, und daß auch sie sich beinahe in Lachkrämpfen wand.

Wie betäubt Netteerte er gänzlich aus Ufer und hielt die Wachsplatte mit ausgestreckten Armen von sich ab. Noch konnte er nicht klar überdenken, was dies alles bedeutete; aber so dunkel dämmerte es ihm doch schon, daß er sich schrecklich blamiert hatte.

Nun trat einer der „Verbrecher“ auf ihn zu und sagte lächelnd: „Sie verzeihen, mein Herr, aber Sie sind wohl das Opfer eines Mißverständnisses geworden. Wir sind nämlich Kinofchauspieler und stellen gerade einen neuen Film, der sich „Die Kindesentführung“ betitelt soll, dar. Sehen Sie, dort oben sieht unser Photograph!“

Er wies mit der Rechten nach einem nahen Baum, auf dessen Astgabelung ein junger Mann saß, der noch den Apparat in Händen hielt und dabei geradezu unverschämt grinste.

„Wir danken Ihnen übrigens sehr,“ fügte der Filmschauspieler mit gutgespieltem Ernst hinzu, „daß Sie sich so um die trostlose Mutter bemühten. Die ganze Aufnahme hat durch Ihr Eingreifen noch eine besonders interessante Note erhalten.“

Er hielt einen Augenblick inne und sagte dann, wieder lächelnd: „Jedenfalls werden Sie uns die Ehre antun, unser Automobil zur Rückfahrt zu benutzen; denn wir sehen alle drei nicht sehr gesellschaftsfähig aus.“

„Nein, das stimmt,“ seufzte Meier XXVI und blickte traurig an seinem verdorbenen Anzug herunter.

Vergerlich fügte er hinzu: „Daß ich auch darauf hineinfallen mußte. — Ich bin eben ein Pechvogel!“

Und er nahm sich im stillen vor, sich im Leben nicht wieder um entführte Babys zu kümmern.

**Spruch.**

Wohl Keime wecken mag der Regen, Der in der Scholle niederbricht, Doch golden Korn und Erntesegeu Reift nur heran bei Sommerlicht.



Die neueste Aufnahme des bulgarischen Generalstabes.

Unser Bild zeigt eine Sitzung des bulgarischen Generalstabes im Geschäftszimmer zu Sofia. In der Mitte am Tisch General Jekow, der Generalstabchef der bulgarischen Armee, rechts von ihm General Jostow, der Oberbefehlshaber der bulgarischen Truppen.

**Senfliese.**

Dorf-Humoreske von W. Schmid.

(Nachdruck verboten.)

Die Senflise aus Fieshusen war jedermann in der Krempen Marsch bekannt. Die kleinen Kinder fürchteten sich vor ihr, denn eins ihrer Augen war immer mit einem häßlichen schwarzen Bolster bedeckt, und das andere sah so jammerreich und tränenrot aus, als müsse die arme Lise alle Tage stundenlang Zwiebeln schälen, kerben und schaben.

Die Amseln und Tauben aber, die Katzen und Karnickel fürchteten sich nicht; sie erkannten sie schon von weitem an ihrer sonderbaren Gangart und wandten nicht einmal den Kopf, wenn sie vorüberhumpelte. Das sah von weitem aus, als ob sie durchaus den „Kiebiggang“ lernen wolle. Daran war ein alter Weinschaden schuld.

„Süh dor!“ riefen sich die Nachbarkente zu, wenn die Senflise vorüberzappelte, „süh dor — Sempflise! Wo datt oll Sempgeschäft all wedder geht, se danzt man immer drieb'ns weg; „ditt Hus is mien — datt Hus is mien!“

Aber die Senflise, die eigentlich Luise Wallbehn hieß, hörte das nicht, denn sie hatte auch noch das Unglück, halb taub zu sein. In diesem Unglück hatte sie indes zuweilen recht viel Glück, wie wir bald sehen werden. Dies Unglück hinderte sie denn auch keineswegs, zur völligen Zufriedenheit ihrer verschiedenen Auf-

traggeber alle Woche drei oder viermal Botengänge nach Zhebe oder Krempen auszuführen. Dann trug sie jedesmal einen kleinen Holzseimer am Arm, mit ebenfalls hölzernem Dedel. Das war der „Semp-Ammer“; er enthielt freichfertigen gelben Senf, den Senf-Lise auf ihren Gängen im Hausieren vertrieb. Wer zutraulich und freundlich mit ihr war, erhielt noch eine gern gesehene Zugabe, nämlich aus einer kleinen Tonkrufe einen kleinen Kleck ganz dunkelbraunen Senf, den sie Mofter nannte, mitten ein in den gelben. Das Ganze nahm sich dann aus, wie eine große durchgeschnittene Zwetsche mit dem Stein in der Mitte. Beide Sorten Senf wurden vom alten Gehrt Wallbehn, Lifes Ehemann, auf der Handmühle gemahlen.

Mit Hilfe ihrer langjährigen Kenntnis aller Küchenkalender und Speiseregister in den Häusern der Nachbardörfer wußte Lise es so einzurichten, daß sie zu den Mahlzeiten stets in die richtige Ehegelegenheit kam. Das konnte überhaupt gar nicht angehen, daß sie vielleicht an drei einander folgenden Tagen Schwarz-sauer oder Sauerlohl mit Bauchspeck bekam. Sie war ja auch nicht so für das Fette und Saure. Im übrigen schmeckte ihr das Weizenbrot mit Butter auch dort ganz gut, wo sie vielleicht ein bißchen abgünstig angesehen ward, wenn nur beides frisch und das eine nicht zu dick und das andere nicht zu dünn war.

Ein mildsonniger, staub- und dunstfreier Spätsommer-Vormittag war's, als Lise dem langgestreckten DorfNeuenbroof zustrebte. Junger Klee sproßte unter den Stoppeln, und das Volk der Hühner und Tauben zerstreute sich weit hinaus. Es war o mild-frisch auf Ader und Weide, so reinwürzig zwischen Gärten und Heden, daß man sich am liebsten hätte hinwerfen mögen, um zu träumen oder Berse zu machen, was aber sehr oft auf eins hinaus kommt.

Lise machte keine Berse und träumte auch nicht, — nein, sie sann sehr lebhaft nach. Es wäre schon richtig, dachte sie, erst gestern hätte sie beim Schinkelbauern Großen Hans und Rauchfleisch mitgegessen, ja, aber heute gab's dort gebratene Hühner, junge saftige Hähne

vom ersten Sag und in Grasbutter gebraten — und mit — na, was es dazu geben sollte, war ja ganz einerlei. Die Hauptsache waren die Hühner. Ach, Lise mochte so gern gebratene Hähne.

Lange wollte ihr keine Möglichkeit einfallen, wie sie heute schon wieder ihre Füße mit den tranledernen Stiefeln unter denselben Bauerntisch stecken könne. Sie stand still, guckte in den Senfseimer und wischte mit der grobleinen Schürze ein paar Mal über das tränende Auge. Es mußte ihr doch wohl etwas Geschicktes eingefallen sein, denn sie sagte ganz laut: „Ja, datt do't!“ nickte ein paar Mal heftig vor sich hin und humpelte weiter, den „Bracherstieg“ entlang, an der den Häusern abgewendeten Straßenseite, wo eine schurgerade geschorene Dornhecke wie eine Mauer entlang lief. Lise wollte geradewegs zum Schinkelbauern. Und der Eimerdedel sprang nur immer so Klippklipp-Klapp!

Thies Ahmling saß wohl schon an die dreißig Jahre auf dem schönen Hof Schinkel. Er hatte nicht Weib und Kind. „De Ahmling-Jung“ hieß er trotz seiner sechzig Jahre noch immer im Munde der Bauern. Aber die Dienstleute um und um nannten ihn unter sich den „Törn.-Kieker“, weil er seine Leute bei entfernter Arbeit vom Kornboden aus mit dem Fernrohr zu beobachten pflegte.

Obwohl der Schinkelbauer nicht wenig geizig war, was alle Welt wußte, aß er doch täglich zweimal zu Mittag und zweimal zu Abend, nämlich einmal nicht gerade schlecht, aber sehr wenig, und gleich darauf noch einmal, aber viel mehr und sehr gut, und

\*) Törn = Strich, jeweiliger Arbeitsplatz.

aber sagte er gleich anfangs: „Wien Maach is upstunns gornl recht in'e Neeg, langt man to.“ — Er löffelte ein bißchen oben an der großen, gemeinsamen Suppenschüssel weg, schnitt sich eine knusperige Rante vom Fleisch oder das Magerste vom rosigen Ende des Specks ab und stocherte ein wenig in den Kartoffeln, großen Bohnen, dicken Erbsen und Kohlblättern umher. Dann legte er sein Geschirz alsbald beiseite.

Dies hatte mancherlei für sich. Erstens verdarb er sich nicht den Appetit auf das zweite Essen, das er nachher allein zu nehmen pflegte; zweitens gab er ein vernünftiges Beispiel für die Jungen und Neuen, und drittens konnte er dann besser beobachten. Ja er konnte so Tag um Tag „wahrschauen“. Er konnte besser sehen, ob der Großjunge, der Hammerich (Heinrich), manchmal wirklich so viel Speck und Fleisch absäbelte, daß er nachher „fest“ wurde. Ein paarmal meinte der Bauer, ganz sicher gesehen zu haben, daß der Junge mit den Fingern heimlich etwas vom Holzteller hintenweg strich. Der Bauer hatte zwar hinterher auf der Lehmbiele keine auffallenden Fettflecke finden können, aber warum sah denn „de oll Tiff vun Hund“, der dide Kötter, immer mit der Schnauze zwischen Hammerich's Knieen?

Und dann mußte er noch einen andern „wahrschauen“, das war Karsten, der Kleinknecht, ein recht schlechter Knecht nach des Bauern Meinung. Er „würkte“ wohl ganz tüchtig, aber — aber! Er war aus Krampe, wo seine Eltern, wie dem Bauern bekannt war, „heel lüdde Lüüd“ waren. Zur Wirtschaftlerin hatte der Schinkelbauer schon mehrfach gesagt:

„De Kast'n, watt de Rüttknecht is, heff id man annerdaags sehn, de smäart de Bobder jo bischuh'n so utverschamt dia, dat de schierweg unn'n wedder rut-siept; un näs'wies is 'n od, de mütt gortolicht to Micheli affgahn, de Steef!“

Karsten war ein rechter „Snad-vör Dant“. Daß beim Törn-Krieter kein Sterbenswort über Tisch gesprochen wurde, das war ihm ganz zuwider.

„Nä.“ hatte er eines Tages zum Mettenmädchen gesagt, „datt hier keen Moderninsch ni mau un ni musch seggt, [un keen Swien seggt hier kröch-kröch un wuit-wuit, datt's mi ni nut; so'n Peer (Pferde)-Mahliden bün id nie gewennt.“

Das hatte der Schinkelbauer auch gehört; er mußte den Karsten „mal'n bäten ünnerdrüden“. Am nächsten Tag beim Frühstück als er nach der Meinung des Bauern wieder ein bißchen tief in die Butter kam, hustete der ein paarmal gegen die Lippen und sagte:

„Kast'n, segg inst, min Söhn, woveel Köh hett dien Badder eegentlich?“

Karsten, der den Butterstich wohl merkte, blickte ein wenig tiefer auf seinen Teller, klappte einige Male mit den Holzpantoffeln an seinen Füßen zusammen und antwortete spitz:

„Köh? — Köh hett'e gorkeen; bi mit to Guus haalt's ehr Bobder vunn'e Affstet; dor giff't aeber mehr, as bi wedd Buurn, un wenn'l em hier so did smär, denn kann he mi min-Bunder veer, fief, vör de ganz Wäl jo singelt (einzel) totwägen.“

Der Schinkelbauer schob Blicke wie Forkenstriche. Nach Tische winkte er den Karsten heran und verwies:

„Mit dien Wies'huudigkeit, Kast'n, kummt hier ni wied, datt sä'l die foorts, un nu gah man dahl un sui Hadel's, datt't oll galstäg Fett bilütt'n wedder na butwarts kummt.“

Hierauf ging der Schinkelbauer, wie alle Tage, ins Wohnzimmer, wo die Wirtschaftlerin inzwischen für ihn allein gedeckt hatte.

„Se 's all wedder näs'wies west,“ sagte er im Niedersetzen, „Micheli mütt Le tred'n.“



Auf Feldwache in Ser. ient.

...war edendepuss  
Vinnenzug: einige Papenschutte vom Schinten, ein halbes  
Dugend Datumeier, Preeker und Hildesheimer seine Wurst, eine  
gebratene Taube, Rehnittläse, das herrlichste Weißbrot, glasklare,  
mohrgelbe Butter und manches andere Gute nebst zwei Flaschen  
Erlanger. — Der Schinkelbauer legte sich breit und behaglich in  
den Korbsstuhl zurück und schmagste und schmagte, daß es eine  
rechte Großart hatte.

Es war Sonnabend, derselbe schöne Sonnabend, der die  
Senflüse auf dem Wege nach dem Schinkel sah.

Thies Ahmling hatte beschlossen, sich am Mittag ausnahms-  
weise mit dem Gesinde auf der großen Dieke satt zu essen. In  
der Bohnstube und in der Staatsstube wurde die Decke geweißt  
und die Panclung gestrichen. Alle Möbel waren nach der Mitte  
gerückt und mit Kapstaken verhüllt. Das war der eine Grund.  
Der andere war der, daß heute die Deichbeschauer kommen und  
bei Thies Ahmling zu Mittag speisen würden. Das war nun  
Anlaß genug, heute einmal etwas Gutes auf den großen Tisch  
zu bringen. Gebratene Junghähne und junge Späterbsen  
sollten das Hauptstück sein. Das war ein feines Essen, aber es

war einerlei, heute  
mußte man schon  
einmal ordentlich  
auffappen. Jeder  
Hans und Maas  
sollte heute auch  
seinen eigenen Teller  
und statt des  
runden Hornlöffels  
einen blanken Blech-  
löffel schwingen.  
Die Herren vom  
Deich sollten nicht  
sagen, daß der  
Schinkelbauer  
schlecht lebte mit sei-  
nen Leuten.

Die Deichbe-  
schauer stellten sich  
jeden Herbst ein, um  
die Marschdeiche auf  
ihre Festigkeit gegen  
Wogendrud zu prü-  
fen, und seit alter  
Zeit war es Brauch,  
daß diese Herren  
dann den Reihetisch  
nahmen, das will  
sagen, ein Jahr bei  
diesem, das andere  
bei jenem Voll-  
bauern zu Tische  
sahen. Heute war  
der Tag des Herrn  
Hofbesizers Thies  
Ahmling.  
(Schluß folgt.)

## Der 195er.

Die Neben sanken all' ins Faß,  
Die goldenen, die vollen,  
Ich höre nicht den tiefen Daß  
Des Küfermeisters rollen.  
Doch hör' ich nun Frau Küperlein  
Ein Lied zur Kelter singen.  
„Frau Küferin, mir deucht, der Wein,  
Wird schön im Gläschen klingen!“

Sie hört mich an die Meisterin  
„Meint er die lekten Neben? —  
Es ist a guter Tropfen drin  
A Schah ist draus zu heben.  
A reiner Gold, a besser Wein  
Gab's nett seit langen Jahren,  
Drum will ich halt den Edelstein  
Den Siegern aufbewahren.“

Und wieder sang die Küferin  
Und hielt mir auf der Stelle  
Ein kleines, goldnes Gläschen hin  
Drin war es klar und helle.  
„Frau Meisterin, der Wein ist gut,  
Den laßt die Helben trinken!“ —  
„Und ich will mit dem edlen Blut  
Den Siegern Heimkehr winken!“

Friedrich Franz Goldan.

**Spruch.**

Weiß eine Frau sonst nichts zu sagen,  
Dut sie von ihrer Hausmagd klagen.  
Vergleichen klagen die Mägde auch.  
Das ist ein allgemeiner Brauch.

Wenn der Mensch sich etwas vornimmt,  
so ist ihm mehr möglich als man glaubt.

**Erkrankungen unserer Zimmergewächse.**

Besonders in den Tagen stärkerer Zimmer-  
heizung und -beleuchtung macht man nur  
allzuhäufig die Erfahrung, daß nach kurzer  
Zeit eine Reihe von Zimmerpflanzen er-  
kranken. Es werden zuerst die Blätter  
am Rande gelblich oder braun, trocknen  
ganz aus und fallen ab. Andere Pflanzen  
werfen auch Blüten und Knospen ab, wie  
etwa die Begonien. Es lag daher  
nahe, einmal den Ursachen dieser Er-  
scheinungen gründlich nachzugehen,  
um vielleicht Abhilfe schaffen zu  
können. Der erste Gedanke war, das  
Leuchtgas hätte die schädlichen Ein-  
wirkungen hervor-  
gebracht. Dage-  
gen behaupten ver-  
schiedene Blum-  
liebhaber, ihre  
Pflänzlinge gedie-  
hen trotz Leucht-  
gas, während an-  
dere wieder üble  
Erfahrungen in  
Räumen machen,  
die elektrisch be-  
leuchtet werden.

Ein bekannter  
deutscher Gelehr-  
ter, Professor So-  
rauer, machte sich  
an die Unter-  
suchung dieser  
Fragen und be-  
richtete darüber in  
der Zeitschrift für  
Pflanzenkrank-

heiten. In zwei gleichmäßig geheizten  
Räumen, die ziemlich genau gleiche Ver-  
hältnisse der Lage und Tagesbelichtung  
hatten, wurden während des Winters die  
Versuchspflanzen (die bekanntesten Zim-  
merpflanzenarten) gehalten. In dem  
einen der Zimmer brannte aber täglich  
etwa fünf Stunden eine Gasflamme.  
Das Ergebnis des Versuches war, daß  
sechs Tage bis drei Wochen nach Beginn  
desselben die oben angeführten Krankheits-  
erscheinungen auftraten, und zwar in dem  
Zimmer mit Gaslicht etwas früher und  
ziemlich stärker. Nach allem ergab sich  
aber doch, daß das Gaslicht zwar die Er-  
krankungen fördere, aber doch nicht direkt  
bewirke. Der weitere Verlauf der Ver-  
suche zeigte, daß die Lufttrockenheit der  
Zimmer die Ursache des Absterbens sei,  
und diese war im gasbeheizten Zimmer  
selbstverständlich immer größer als im  
nichtbeheizten. Dagegen hilft nun auch  
kein reichliches Gießen, wohl aber reichliche  
Zufuhr von frischer Luft (Steigerung der  
Luftzirkulation) und Herabsetzung der Tem-  
peratur, wo dies möglich ist. Die meisten  
Zimmerpflanzen sind nämlich Kalthaus-  
gewächse, die in niedriger Temperatur  
und feuchter Luft sich entwickelten. Der

rasche Uebergang in trockene, warme Luft  
steigert die Verdunstung der Blätter so  
stark, daß die Wasserzufuhr durch die Ge-  
fäße nicht mehr ausreicht und die Blätter  
so vertrocknen und absterben. Ein lang-  
sames Ueberführen in die Zimmerverhält-  
nisse würde die Pflanzen aber gewisser-  
maßen eingewöhnen und stärken. Die  
schädlichen Einflüsse würden verringert.

**Diamanten, die vom Himmel fallen.**  
Daß Diamanten durch das Weltall dahin-  
fliegen und einzelne von ihnen zur Erde  
fallen, erscheint manchem sicher so über-  
raschend, ja, unglaublich, daß er vielleicht  
denken wird, einen astronomischen Münch-  
hausen reden zu hören. Und doch ist damit  
die reine Wahrheit geredet, denn wir  
kennen jetzt schon verschiedene Meteoriten,  
die unzweifelhaft echte, wiewohl nur recht  
kleine Diamanten in sich schließen. Zuerst  
wurden solche von den russischen Chemikern

Im Auto-Zeitalter. Bekannter (am  
Auto): „Sie gehen zu Fuß, Herr Graf?“  
— Graf: „Nun ja, man will doch auch  
einmal originell sein.“

**Klatschbasen.** — „Wissen Sie schon  
die Standalgeschichte, die in unserem Hause  
passiert ist?“ — „Ja, aber erzählen Sie  
nur... das kann man zweimal hören!“

**Durchhaut.** Junge Dame: „Trotz  
meines Reichtums fühle ich mich nicht  
glücklich. Weißt du nicht irgend einen Rat,  
Onkelchen?“ — Onkel: „Genügt nicht auch  
ein Assessor?“

**Was ein Hätchen werden will.** „War  
denn der Bergers Fritz auf der Straße  
wirklich so ungezogen gegen dich, Bischen?“  
— „Ja hätte weinen mögen, Mama, aber  
ich hatte kein Taschentuch bei mir.“

**Der schlaue Hans.** Hans: „Mutter,  
ins Milchfaß ist eine Maus gefallen!“ —  
Mutter: „Hast du sie herausgeholt?“ —  
Hans: „Nein, aber  
ich hab' die Käse  
dazu geworfen!“

**Recht tröstlich.**  
Bergtourist: „Wie  
weit haben wir  
jetzt noch zu stei-  
gen?“ — Führer:  
„Nur noch bis  
zur Spitze, von  
dort an geht es  
dann abwärts!“

**Nette Aussicht.**  
Bauer: (der sich  
einen Zahn ziehen  
lassen will): „War-  
um machst du's  
Fenster zu, Ba-  
der?“ — Bader:  
„Daß de nôt 'naus  
springst.“

**Das Schredens-  
kind.** Fräulein  
(dem Onkel die  
Zigarre anzün-  
dend): „Aber steck'  
sie nachher nicht  
verkehrt in den  
Mund!“ — Onkel:  
„Wie kommst du  
darauf?“ — Frä-  
ulein: „Papa sagte  
neulich, du ver-  
brennest dir im-



Gesamtansicht von Valona.

der größten D.ka. adt Albaniens, gegen das Meer gesehen. Hier wurden die italienischen Truppen  
in Albanien belagert, um den Serben zu Hilfe zu kommen.

Zerosejef und Latschinof in einem Meteor-  
stein nachgewiesen, der bei Nowo-Urei im  
Gouvernement Penza zur Erde gefallen  
war. — Mit ziemlicher Sicherheit kann  
man annehmen, daß auch die winzigen  
Kohlenstoffkriställchen, welche C. Weinschenk  
1889 in dem Meteorstein von Magura  
(Distrikt Arva, Ungarn) entdeckte, wirklich  
Diamanten sind. Gar nicht zu bezweifeln  
ist das Vorhandensein von dieser licht- und  
farbensprühenden Edelsteinart ferner in  
dem bei Canon Diablo in Arizona gefun-  
denen Meteorstein. Huntington gelang  
es, aus einem kleinen Stück von diesen  
Meteoriten weiße, gelbe, blaue und auch  
schwarze Diamanten in einem Gewicht  
von ungefähr 0,1 Gramm, also einem  
Karat, nachzuweisen. Auch soll in dem  
Meteorstein von Nowo-Urei das Gesamt-  
gewicht des prächtigen Minerals fast ein  
Hundertstel seiner ganzen Gewichtsmasse  
ausmachen. Winzige Diamantkristalle wur-  
den endlich auch in dem Steinmeteoriten  
von Carcote in Chile durch F. v. Sand-  
berger nachgewiesen. Doppelt interessant  
erscheinen diese Funde für den Geologen  
und Chemiker.

mer mal leicht den Mund.“  
**Der Dickschädel.** „Wie schaust du denn  
aus?“ — „Ah! Ein Automobil hat mich  
erwischt.“ — „Das hat dich aber gut her-  
gerichtet.“ — „Da hättest du erst das Auto-  
mobil sehen müssen.“

**Gemütlich.** Wirtin, als sich der Tourist  
zu Bett legt: Und nicht wahr, Sie geben  
acht, . . . es ist nämlich in dem Bett auch  
die Käse mit ihren fünf Jungen drin!

**Rätsel.**

Es ist wohl keine andre Dame  
Hier auf der Erde so bekannt,  
Als deren altberühmter Name  
Von meinem Wort dir wird genannt.  
Doch umgedreht tönt's dir entgegen  
Als Gruß der Römer, welchen wir  
Noch denen zuzurufen pflegen,  
Die ihn nicht mehr vernehmen hier.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Elle, Elle.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
F. Kellen, Bredeneß (Paderb.). Gedruckt u. heraus-  
gegeben von Fredebeul & Koenen, Ess u. (Münst.).